

Elisabeth Rapp  
Wenn er mich findet, bin ich tot



**Elisabeth Rapp**

**Wenn er mich findet, bin ich tot**

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Das gesamte lieferbare Programm  
von dtv und viele andere  
Informationen finden sich unter  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Originalausgabe

© 2013 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co.KG, München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagkonzept: Balk und Brumshagen

Umschlaggestaltung: büxdesign, München, unter

Verwendung eines Fotos von plainpicture

Lektorat: Susanne Stark

Gesetzt aus der Rotis Serif Pro 11,8/14 pt

Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: Druckerei Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany • ISBN 978-3-423-74001-2

I. Teil  
Polarkreis



## Wolkenmeer

Am Rand der Erde verwandelt sich die Sonne in ein kosmisches Spiegelei. Das Eigelb flammt auf. Es wirft eine Blase, verfärbt sich orange, dann blutrot und versinkt im Wolkenmeer.

BLUBB.

Ein echtes Spektakel, mein erster Sonnenuntergang über den Wolken. Draußen macht der Letzte das Licht aus. Dunkelheit triumphiert über Licht und meine Nerven liegen blank. Bisher bin ich nur mit dem Finger im Diercke Weltatlas über die gestrichelte Linie in 66,56° nördlicher Breite gereist. Der Polarkreis. Jetzt liegt er neuntausend Meter unter mir. Ich stelle ihn mir als Dornenkrone aus eisfunkelndem NATO-Draht vor, der tief in die kalte Stirn der Erde gedrückt ist. Mit dem Kuli kritzle ich ihn auf die Sicherheit-an-Bord-Karte. Einen Kreis drumherum, Punkt, Punkt, Komma, Strich, fertig ist das traurige Erdengesicht. Es erinnert mich an meins, bloß in rund.

Polarkreis, allein das Wort klingt kalt.

Wir fliegen noch weiter nordwärts nach Ivalo. Da soll es Mitte September zweieinhalb Sonnenstunden am Tag haben und unter null Grad sein. Tendenz fallend. Im Ok-

tober scheint die Sonne zwei Stunden lang, im November satte 0,4 und im Dezember gar nicht mehr.

*Die Maßnahme* dauert vierzehn dunkle, kalte Wochen. Deshalb flippe ich über den Wolken auch nicht vor Begeisterung aus. Ich bin auf dem Weg in ein sibirisches Straflager oder Bootcamp, wem das besser gefällt. Die offizielle Bezeichnung lautet: EPM – »Erlebnispädagogische Maßnahme zur Entwicklung von Schlüsselqualifikationen wie soziale Kompetenz und Persönlichkeit«.

Kälte, Einsamkeit, harte Arbeit und eine elfköpfige Gruppe von Gestörten sollen das Wunder bewirken. Reicht das wider Erwarten nicht, müssen eben die pädagogischen Betreuer stellvertretend für uns die gewünschten Qualifikationen entwickeln.

Flucht sei unmöglich, heißt es.

In Helsinki habe ich die Möglichkeit, mich abzusetzen, ungenutzt verstreichen lassen, obwohl mein Flieger aus Berlin früher da war als der aus Frankfurt mit den anderen Teilnehmern der Maßnahme. Wie festgeleimt bin ich auf der Bank im Terminal 1 für Inlandflüge sitzen geblieben und hab die volle Aufmerksamkeit auf mich gezogen. Extrem neugierig, die Finnen. Ohne zu blinzeln starren die einen an. Richtig fiese Kopfschmerzen hab ich davon gekriegt. Den letzten Nerv hat mir allerdings der Typ an der Wand geraubt. Nur kurz ist sein leerer Blick über mich gestreift, und schon hat sie mich gepackt – meine Paranoia. Reflexartig hab ich meine Panik-Tagebücher aus der Tasche gezogen. Auf den Deckel der neuen Kladde hab ich *Panik-am-Polarkreis* geschrieben und den ersten Eintrag gemacht. Nur so kriege ich meinen Verfolgungswahn in den Griff.



15. 9. 12, Terminal 1, Helsinki  
Fühl mich belauert von Mann um 35, schwarze  
Outdoor-Klamotten, graue Strickmütze,  
schwarze Schnürstiefel.

Als sich dann das Inlandflug-Terminal mit Fluggästen gefüllt hat, war mir sofort klar, wer zu meiner Reisegruppe gehört. Sozialpädagogen, Psychologen, Bullen und Gestörte erkenne ich blind. Und die haben ebenfalls kapiert, dass ich dazugehöre, weil sie mich beim Tagebuchscheiben erwischt haben, was total verhaltensauffällig ist und extrem gestört überkommt. Die Blicke der Finnen sind zwischen mir und den Neuankömmlingen nur so hin- und hergeflogen. Auch die haben unsre Zusammenghörigkeit geschnallt. Wie wir uns bewegen, unser Auftreten, die Klamotten, die Lautstärke – irgendwas macht uns immer zu Außenseitern. Der Typ an der Wand war plötzlich weg. Der Rest der Leute könnten Bergarbeiter und Touristen gewesen sein. Aber meine Gruppe geht nicht in den Berg oder in die Sauna, sondern ins Eis.

Wir sollen eine Jugendherberge aus Eis bauen. Ich habe mich freiwillig dafür gemeldet, der IRONIE wegen.

Mein Ziel ist überall, irgendwo, bloß nicht da, wo ich herkomme.

Während die Spannung vor dem, was auf mich zukommt, steigt, wird durch die Entfernung die Last auf meinen Schultern leichter. Noch zweihundert Kilometer, dann landen wir in Ivalo.

Ich steck das Flugjournal ins Netz am Vordersitz und blättere in meinem ersten Panikbuch. Auf Rat einer Psychologin schreibe ich seit vier Jahren meine Albträume auf. »Du kannst weglaufen und trotzdem festhalten, was dich bewegt«, hat sie mir erklärt. Das hat mir eingeleuchtet, und als die Panikattacken richtig schlimm geworden sind, habe ich auch die aufgeschrieben. Aber meine zwanghaften Notizen beruhigen mich nicht. Ich friere beim Lesen.

3. 2. 09, Berlin

Ich laufe weg und hinterlasse im Schnee den Abdruck eines Engels mit ausgebreiteten Flügeln. Zweige schlagen mir ins Gesicht. Als ich zurückblicke, führt eine Blutspur durch meinen Abdruck im Schnee. Der tote Engel wird von einem riesigen Mann an den Flügeln weggeschleift.  
Ich laufe weg. Er verfolgt mich.  
Schreiend aufgewacht.

Die Toilettentür klappert. Schnell schiebe ich mein Panikbuch unter das Flugjournal, mache die Augen zu, lasse den Kaugummi zwischen die Lippen rutschen und simuliere Tiefschlaf. Soz. Päd. Michael Beck rüttelt kurz an meiner Rückenlehne, als er sich hinter mir auf seinen Fensterplatz schiebt. Dann führt er mit gedämpfter Stimme und unter Aktenblättern rascheln die Unterhaltung mit Soz. Päd. Stefan Tonberg weiter.

Notunterkunft, Missbrauch, Alkoholismus, Drogen- und Gewaltdelikte... Stichworte verpfuschter Leben, die mit

Namen verknüpft sind, die ich mir aus Selbstschutz merke, bis mein eigener fällt.

»Tilly Krah, bald fünfzehn, die siebte von neun Kindern.«

Beck zählt die Trostlosigkeiten meines Lebens auf, die sich unwesentlich von den schon genannten unterscheiden: »Vernachlässigung, Verwahrlosung, brutale Misshandlungen, diverse Heimunterbringungen, haut überall ab.«

Es folgen unterdrückte Geräusche, ein »Psst« von Tonberg, ein Schnarchlaut von Beck. Wahrscheinlich hat Tonberg Skrupel, ich könnte etwas hören, und Beck räumt sie aus.

»In Helsinki hat sie zwei Stunden auf uns gewartet«, sagt Tonberg etwas leiser.

»Entweder die Maßnahme oder ab in die Jugendpsychiatrie, das hat ihr die Entscheidung zu bleiben leicht gemacht. Im Bericht steht: Sie geht keine Beziehungen oder Bindungen ein und verweigert jede Förderung, obwohl sie eine außergewöhnliche sportliche Begabung haben soll«, höre ich Beck sagen.

Mir fällt der Kaugummi runter.

»Was?«

Tonberg nimmt mir das Wort aus dem Mund. Nur klingt es bei ihm ungläubig, während ich total wütend bin! Sportliche Begabungen entwickeln sich nämlich zwangsläufig, wenn man jederzeit aus dem Stand über Hecken um sein Leben rennen muss. Da laufen Flucht und Hürdenlauf aufs Gleiche raus! Eine Jugendherberge aus Eis aufzubauen, ist dagegen ein schlechter Witz.

»Bei der schlechten Haltung und dem Fliegengewicht? Kaum zu glauben«, fährt Tonberg fort.

»Doch, doch, sie soll ein läuferisches Talent haben. Hast du den Bericht der Jugendhilfe gelesen, als man sie aus ihrem Zuhause rausgeholt hat?«

»Es gibt Sachen, die glaubt man nicht. Ist mir total an die Nieren gegangen.«

Ich schalte den Ton ab. Beck und Tonberg wissen nichts über mich. Gar nichts. Vor drei Stunden sind wir uns zum ersten Mal begegnet, doch sind sie sich sicher, mich durch ihre blöde Pädagogenbrille aus Misstrauen und Mitleid so zu sehen, wie ich bin. Super Anfang, alles klar.

Ich stelle mich taub, bis Becks frustrierte Stimme wieder gegen mein Trommelfell schlägt.

»Am liebsten würde ich den EPM-Job hinschmeißen und wenigstens einmal in meinem Berufsleben qualitative statt quantitative Jugendarbeit machen.«

»Der Wunschtraum aller Pädagogen. Alle träumen davon, zwei, drei dankbare Problemkinder auf den Pfad der Tugend zu führen.« Tonberg lacht leise. »Dann musst du aber aufs Land ziehen.«

»Wohn schon auf dem Land«, entgegnet Beck säuerlich.

»Und du kannst Frauen aus deinem Leben streichen. Die haben nämlich keinen Bock, ihr Leben mit anderer Leute verkorksten Plagen, die unseren Lebensunterhalt finanzieren, zu verbringen.«

Ich ziehe mir die Kapuze über die Ohren, um dem Gelaber zu entgehen, als es einen unglaublich lauten Schlag tut. Das Flugzeug erzittert, bebt, sackt ab. Alle schreien auf. Ich zieh die Beine an, klemme den Kopf zwischen die Knie und denke: Das war's.

Es ist wie bei den letzten Prügeln, bevor ich ins Heim gekommen bin. Mein elfter Geburtstag. Damals kauerte

ich genauso da wie jetzt. Die Arme über dem Kopf. Ein Schlag. Die Tür zitterte. Ein zweiter Schlag. Sie splitterte. Ein weiterer Schlag. Der Stuhl unterm Griff rutschte weg. Der Alte brüllte und ich hab gedacht: Das war's. Die Tür krachte gegen die Wand, und sein Prügel sauste auf mich nieder. Und genau wie damals wende ich meinen Trick an und träume mich fort: Meine Haut verfärbt sich blass-blau, ich werde durchsichtig, spring in die Höhe und fliege auf und davon.

Ich warte, hab keine Angst und spüre, wie mir Tränen über die Nase hinunterlaufen. Hab ich etwa laut geschrien?

Ich beuge mich über den leeren Nebensitz und sehe vorne neben der ersten Sitzreihe ein ausgestrecktes Bein in schwarzen Hosen und einen schwarzen Schnürstiefel.

Wieder auf meinem Platz wische ich mir mit dem Ärmel die Tränen ab. Jenseits des Polarkreises wird alles anders, hab ich gehofft. Ich hoffe es immer noch.

Beim Landeanflug auf Ivalo entschuldigt sich Captain Koponen für den Zwischenfall. Ein anderes Flugzeug, zu dicht über uns, habe unseren Weg gekreuzt.

Ich hör nicht hin, will es nicht wissen. Ich lebe ja noch. Und bin immer noch total traurig.

## Die Maßnahme

Die erste Station der Maßnahme ist die Baustelle des weltberühmten *Aurora Linna Icehotels*. Sobald die Temperaturen konstant unter null liegen, wird es aufgebaut, kurz vor Weihnachten eröffnet, im Juni schmilzt es und fließt in den Inarisee. Das zukünftige Eishotel liegt auf dem Weg zur Jugendherberge aus Eis, die wir bauen sollen. Unser Bus hält nördlich von Nellim auf noch schnee- und eisfreiem Gelände am westlichen Ufer des Inarisees.

»So, alle aussteigen und rein in die Ausstellungshalle. Alle. Ja, du auch.«

Ich halte mich im Hintergrund und schaue mir möglichst unauffällig die Bilder des letzten, mittlerweile dahingeschmolzenen Eishotels an: eine Rezeption aus glasklarem Eis, Traumgebilde, schimmernde Räume in Blautönen, der Palast der Eisprinzessin.

»Aufschließen! Komm schon, Tilly! Hopp hopp!«

Alle drehen sich um und starren mich an. Ich hasse das.

Genauso, wie ich die offensichtlich misstrauische Hast hasse, mit der wir vom Bauleiter und den Betreuern durch die zukünftige Eingangshalle und die Wodka-Bar, das Polar-Kino und die Suiten geschleust werden, von denen

bis jetzt nur bizarre Stützkonstruktionen zu sehen sind. Da sie wissen, dass wir nicht die elf Besten von *Jugend forscht* und/oder *musiziert* sind, nehmen sie wohl an, wir würden uns die herumliegenden Bretter unter den Nagel reißen wollen.

Es ist dunkel. Die Baustellenbeleuchtung leuchtet nur einen Teil aus. Wir stolpern, rutschen, motzen.

»Bisschen schneller, wenn ich bitten darf. Wir haben noch einen langen Weg vor uns.«

Es herrschen grimmige Minusgrade. Wir sind zu dünn angezogen und die Piercings und Tattoos wärmen unsre Ohren, Nasen und blauen Lippen nicht. Vereinzelte Proteste über den Schweinsgalopp gehen in Zähneklappern über. Auf dem Weg zum Bus verstummt auch das.

Die Landschaft ist in grünes Polarlicht getaucht, in das vom Himmel gebündeltes, violette Licht herabfällt. Meine Augen brennen, und ich blinzle heftig die Tränen weg.

»Nie im Leben bau ich mitten in 'ner giftigen Weltallsuppe 'n Rieseniglu«, stellt ein endlos langer dünner dunkelhaariger Typ fest, schlotternd vor Kälte.

»Es steht dir frei, zurück zum Flughafen zu latschen. Flieg heim, dann wärt ihr nur noch zehn«, sagt Michael Beck, der Sozialpädagoge, und knipst ungerührt das Farbenspiel. »Niemand zwingt dich zu deinem Glück, Paolo.«

Die Art von Sprüchen hat jeder in der Gruppe tausendmal gehört. Zur Kälte gesellt sich Wut. Alles klar, also nicht nur Paolo und ich haben *frei* zwischen der geschlossenen Jugendpsychiatrie und dieser Wahnsinns-Maßnahme wählen dürfen, sondern Lars, Cem, Sam, Nils und Ben auch. Sandra, Vanessa und Jana hat Beck ebenfalls

aufgezählt. Die Mädchen enden alle schön auf A, bis auf mich. Y. Das wären dann zehn. Einer fehlt noch. Keinen Schimmer, wer von denen wer ist, bis auf...

Paolo steigt als Erster in den Bus ein. Ich als Letzte.

Die miese Stimmung ist mit den Händen zu greifen.

Knister, knister. RATA-BUMM! Gleich gibt's 'ne Keile-  
rei. Becks Spruch hat allen restlos die Laune versaut.  
Gewaltbereitschaft liegt in der Luft. Ich bin wieder hell-  
wach.

Zwei Mädchen vorne links, beide extrem blond, sehen mich kurz an und wechseln einen Blick.

Dahinter ein aufgepumpter Typ mit viel Metall im Ge-  
sicht, Glatze, Muskelfreak, kratzt sich im Schritt.

Rechte Seite, zwei Kerle hintereinander in Street-Gang-  
Klamotten. Einer puht an seiner Akne.

Reihe weiter links, tätowierte Glatze, hebt eine Augen-  
braue. Extrem angespannt.

Rechts spuckt ein Dicker auf den Gang, verfehlt mich  
knapp. »Is was? Weitergehen, hopp hopp. Such dir 'n  
Stuhl.«

Mädchen links, lange, feine dunkelblonde Haare, kuckt  
durch mich durch.

Auf die hintere durchgehende Bank geblätzt, Paolo. Beine  
auf rechtem Vordersitz.

Der Sitznachbar zu Paolos Füßen hat halblange Haare  
und die Augen zu.

Ich schiebe mich an den Sitzreihen vorbei. Alle sehen,  
dass ich alles sehe, obwohl mein Blick über die Köpfe  
weg unbestimmt nach hinten in die Ferne schweift. Ich  
entscheide mich für den drittletzten Platz Gangseite und  
lass mich fallen. Das Mädchen vor mir mit dem glatten



feinen Haar dreht sich beiläufig um und scannt die Sitzverteilung ein. Auch so eine, die alles unter Kontrolle haben muss, denke ich. Ist ja auch kein Wunder: vier Mädchen, sieben Jungs. Mann! Wie bescheuert ist das? Bis auf die beiden vorne, die zusammenglucken, sitzen alle allein. Blickkontakt wird vermieden. Keiner will mit der falschen Antwort auf die »Was-guckst-du?«-Frage eine Schlägerei provozieren. Die beiden Betreuer erklären etwas.

Interessieren tut es niemanden.

Der Bus tuckert los, zwanzig Kilometer Schotterweg nordwärts. Oben wogt Polarlicht, unten schimmert der Boden frostig hell. Der Wald ist schwarz und schweigt.

Ich setze Paolo auf meine Liste. Weltallsuppe und Rieseniglu sind immerhin Worte. Außerdem sieht er aus wie mein Bruder. Wir haben die gleiche Haar- und Augenfarbe. Schwarz.

Rechter Hand taucht ein grünlich leuchtender See auf, und ich sehe Container, aus denen Licht fällt. Wir sind da.

## Im Nirgendwo

Unser Gepäck landet, mehr geworfen als hingestellt, vor der Krüppelkiefer auf dem Schotterweg. Der Busfahrer klettert aus dem Laderaum, sagt etwas Unaussprechliches und ist weg. Er hat es eilig, sehnt sich vermutlich nach der Zivilisation. Ivalo ist der größte Ort der Gemeinde Inari. Und Inari hat insgesamt siebentausend Einwohner auf 17.000 Quadratkilometern. Siebentausend, das klingt magisch. Der Busfahrer ist einer von ihnen. Wir nicht. Wir leben in Containern im Nirgendwo. Im äußersten Nordosten Finnlands. Im Nichts. 150 Kilometer bis zum Eismeer, ein paar Kilometer vor Norwegen. Sollte jemals die Sonne wieder aufgehen, kann ich im Osten rüber nach Russland sehen. Sollte ich überlaufen, werde ich erschossen.

»Hyvää iltaa!«

Im Licht der geöffneten Tür winkt ein drahtiger Typ aus dem größten Container zu uns herüber.

»Hallo, Voito!«, grüßt Tonberg zurück.

»Das ist Voito Riski, unser Bauleiter«, erklärt Beck und winkt dem Finnen zu, der wieder im Inneren des Containers verschwindet. »Ich sag euch jetzt, wo ihr wohnt. Da bringt ihr dann zuerst einmal euer Gepäck unter.«

Die drei Gruppen-Container gehen an uns. Vier Jungs sollen ihr Zeug in den Container Nummer 2 bringen und die anderen drei in die Nummer 4.

»Vanessa, Jana, Sandra und Tilly, euer Container hat die Nummer 6.«

Die Kerle grölen prompt. Bescheuert. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs ... »Ha, ha, ha!« Sieben, acht, neun, zehn ... Null Reaktion.

»In zehn Minuten treffen wir uns im Küchencontainer«, unterbricht Stefan Tonberg nüchtern das Brüllgelächter.

Ich schließe mit mir eine Wette ab, dass Paolo in den unterbelegten Container einziehen wird, und gewinne.

Die Gruppenunterkünfte sind flankiert von drei kleineren Containern. Kontrollposten, hier sind die Betreuer untergebracht. Das Konzept ist klar, denke ich und stürme los. Und wenn es mich meine Fingernägel kostet, ich krall mir das Bett am Ende. Keinesfalls penn ich zwischen Vanessa und/oder Jana/Sandra. Aber ich bin sowieso als Erste an der Blechdose Nummer 6 angelangt, weil ich keinen Trolley habe. Kaum kriege ich die Tür aufgestemmt, schlägt mir die Hitze wie eine Gummiwärmflasche ins Gesicht.

Rechts an der Tür sind die Symbole 00 + ☼ aufgeklebt, Klo und Dusche. Ich sprinte nach hinten bis zur Wand, knall meinen Rucksack aufs Bett und hab meinen Kram eingeräumt, bevor die anderen eintrudeln und losjamern.

»Fuck, draußen arschkalt, hier irre heiß.« Blablabla.

Blöd ist die Raumaufteilung nicht. Jede hat drei Spinde, nebeneinander in den Raum hineingestellt, sodass die Betten voneinander abgetrennt sind.

»Tilly«, sag ich, als die Langhaarige auf das Bett neben mir starrt.

»Sandra« wirft mir einen eiskalten Blick zu, reißt das Laken aus ihrem Bett und spannt es von meinem letzten Spind zu ihrem. Zack, hat sie einen relativ privaten, blickdichten Raum und wird mir dadurch fast sympathisch.

Vanessa und Jana, die beiden Blondinen, brauchen einen Moment, um die Lage zu sondieren, aber dann bricht ein Höllenlärm los. Sie stellen ihre Betten zusammen und mauern sich mit ihren insgesamt sechs Spinden ein.

Sehr gut. Wer hat schon Bock, immer an ihren Betten vorbei aufs Klo zu latschen? Niemand. Mein Laken spanne ich vom Spind zur Wand, weil ich für mein Endstück keinen Flur brauche und bin zufrieden, als das Gekeife losgeht.

»Du hast am meisten Platz.« Vanessa, eisig.

Ich: »Ich hab Polypen, und Sandra hat am wenigsten Platz. Ihr müsst nach rechts rücken. Da geht noch was. Und ich besorg Sandra 'ne Wand.«

»Und 'n Laken.« Unter diesen Bedingungen scheint Sandra einverstanden zu sein.

Doch Vanessa will Stress. »Hä? Polypen?« Ihre Stimme besteht nur aus schrillen Obertönen.

Also sage ich leise: »Ich schnarche. Wenn ich zwischen euch liege, kann keine pennen. Klar?«

»Wir haben noch drei Minuten.« Sandra hat genug.

Mit vereinten Kräften verschieben wir Doppelbetten plus Spinde Richtung Klo.

»Wenn ihr pissen geht, können wir nicht schlafen«, jammert Jana, als wir fertig sind.

»Legt euch auf die Betten. Ich muss mal.« Der Härte-